Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 33 (1939)
Heft: 6

Artikel: Martin Bubers Brief an Gandhi
Autor: Susman, Margarete
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-137429

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir machen uns heute wohl kaum eine zutreffende Vorſtellung von den Gärungen, der Maſſe des revolutionären Zündſtoffes, den Haß- und Rachegefühlen, die gerade in *den* Schichten ſich ſtauten, worin das junge Chriſtentum ſeine meiſten Anhänger hatte. Wenn ſchließlich das römiſche Reich nicht durch Rebellion dieſer Maſſen, welche die neue Religion mit in ihr Toben verſchlungen hätte, vernichtet worden iſt, ſondern von außen her, von den Germanen, denen als ſchönſtes Erbe des Römertums nicht das römiſche Recht, ſondern das Evangelium von Chriſtus zufiel, ſo war das nicht zuletzt das Verdienſt jener Männer, die immer wieder die um Rache Schreienden mit der Hilfe Gottes vertröſtet hatten: „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen", und (Offenbarung 13, 10): „Hier gilt die Geduld und der Glaube der Heiligen." Das bedeutet nicht Reſignation. Eine ſolche Haltung wächſt nur aus der Gewißheit, daß trotz dem entſetzlichen Gegenbeweis des Sichtbaren Gott den Seinen beiſtehe, die im Gebet ſich mit Geduld und Treue wappnen, gewiß, daß „Sein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit".

Wir ſind am Schluß. Aus unſerer Unterſuchung gehen zwei Leitgedanken hervor, die ich, der Mangelhaftigkeit meiner Darſtellung wohl bewußt, ſo formulieren möchte: Gott iſt der Herr, er will nicht nur im Leben des Einzelnen, ſondern auch der Völker Herr ſein. Seine Weiſungen ſind allen bekannt und für alle verpflichtend, auch für den Staat. Dieſer hat ſeine Würde von Gott her, daß er durchs Geſetz, aber eben durchs *Geſetz* (nicht durch Willkür) die Gemeinſchaft unter den Menſchen erhalte. Mißachtung der göttlichen Gebote zieht nach der Meinung des Alten Teſtaments den Zerfall des Staatsweſens nach ſich. Und weiter: Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung. *Erfüllung*, nicht Beſeitigung. Der Chriſt handelt nicht aus Furcht vor Geſetz und Strafe, ſondern aus Liebe. Der *Inhalt* dieſer Liebe iſt aber nichts anderes als die *Erfüllung der Gebote*. Und dieſe Liebe wird nicht ruhen, bis alles ihrer königlichen Herrſchaft untertan iſt. Sie erhält von der Verheißung des Reiches Gottes her ihre revolutionäre Kraft.

Heinrich Berger.

Martin Bubers Brief an Gandhi.[1])

Dieſer Brief, die Antwort Bubers an Gandhi auf einen jüngſt erſchienenen Aufſatz über das Verhältnis zwiſchen den Juden und Arabern in Paläſtina, iſt eines der ergreifendſten und bedeutſamſten Dokumente unſerer an ergreifenden Dokumenten nicht armen Zeit. Ergreifend und bedeutſam, wenn man zunächſt noch von der perſönlich-überperſönlichen Würde und Kraft des Briefes abſieht, vor

[1]) Verlag Die Geſtaltung, Zürich.

allem dadurch, daß in ihm die ungeheure Tragik der heutigen jüdiſchen Lage in einer neuen Beleuchtung zutage tritt, weil dieſer Brief uns vor die Erfahrung ſtellt, daß dieſes vor aller Welt ſo offen daliegende Geſchehen zugleich vor den Augen und Herzen der Menſchen ſo tief verborgen, ſo feſt von der „Schlange der Politik" (mit Gandhis Wort) umſchnürt iſt, daß es möglich iſt, daß ein Gandhi ſie nicht erkennt.

Ein bekannter engliſcher Schriftſteller, Louis Golding, hat am Schluß eines kürzlich erſchienenen kleinen Buches „The Jewish Problem" geſagt, die Haltung eines Volkes zu den Juden ſei der Prüfſtein für ſeine Ritterlichkeit. Ganz gewiß gilt dasſelbe von der Haltung der Einzelnen. Daß die Ritterlichkeit im heutigen Völkerleben ausgeſtorben iſt, wiſſen wir ſeit langem. Es gibt *ein* Land, *ein* Volk, das davon weithin eine Ausnahme macht, und dieſe Ausnahme unter den Völkern fällt mit der ritterlichen Haltung eines Einzelnen zuſammen. Es iſt das Indien Gandhis. Wie iſt es unter dieſen Umſtänden möglich, daß Gandhi — wie es aus den von Buber zitierten Aeußerungen hervorgeht — in dieſem Augenblick dem jüdiſchen Problem gegenüber eine Haltung einnimmt, die man bei jedem anderen Menſchen als unritterlich empfinden würde? Wie iſt es möglich, daß der Mahatma, der nicht allein in Wahrheit eine große Seele, ſondern der auch eine große leuchtende Intelligenz iſt, derart die wirkliche heutige Lage des jüdiſchen Volkes verkennt, daß er ſie ohne weiteres mit der Lage der Inder in Südafrika zur Zeit ſeines Dortſeins vergleichen kann, mit der ſie doch nicht in einem Atem zu nennen iſt? Wie iſt es möglich, daß der Mahatma von den wirklichen Vorgängen der deutſchen Judenverfolgungen: von der ſchmachvollen Entrechtung, Verjagung, Entehrung, Ausplünderung und Ausrottung der Juden, der Schändung ihrer Heiligtümer, daß er von dieſer ganzen grauenvollen Wirklichkeit, die ein einziger Aufſchrei an das Weltgewiſſen iſt, überhaupt keine Vorſtellung hat und daß er ſich gerade in dieſem unermeßlich verhängnisvollen — und keineswegs allein für die Juden, ſondern für das Lebenkönnen der Menſchheit verhängnisvollen — Augenblick zugunſten der Araber unter die ihm ſo völlig weſensfremden Gegner des Judentums einreiht?

Einer der Gründe liegt ſicher in der großen räumlichen Entfernung, die Indien von dem europäiſchen Geſchehen, zu dem ja auch das heutige paläſtinenſiſche gehört, trennt. Dieſe Entfernung könnte freilich heute durch die Errungenſchaften der Technik als überwunden gelten; doch bei der leidenſchaftlichen Abwehr Gandhis gegen alles Techniſche (dieſer Abwehr, die ſich am konſequenteſten in der von ihm organiſierten Bekämpfung der Maſchine durch das Spinnrad ausdrückt) könnte es ſein, daß er ſich auch der modernen techniſchen Ueberbrükkungsmittel aller räumlichen Entfernungen nicht bediente und ſo vielleicht durch die ihm nahen Mohammedaner, die einen ſo großen Teil der indiſchen Bevölkerung ausmachen, zugunſten ihrer arabiſchen Brü-

der in Paläſtina falſch informiert wäre. — Ganz zweifellos ſpielt aber bei ſeiner Beurteilung der Lage auch die große *geiſtige* Ferne mit, aus der der Mahatma alles außerindiſche Geſchehen ſieht. Zweimal bin ich ſchon vor Jahren in Schriften Gandhis auf die Grenzen ſeines Begreifens gegenüber entſcheidenden europäiſchen Erſcheinungen geſtoßen. Einmal, als er über Goethes „Fauſt" ſchrieb, daß er ihn wieder und wieder geleſen habe, ohne aber einen Zugang zu ihm gewinnen zu können. „I could not catch the message in it (ich konnte die Botſchaft darin nicht erfaſſen") ſchrieb er damals. Das zweite Mal erfuhr ich ſeine Grenzen einem genau entgegengeſetzten europäiſchen Gegenſtand gegenüber: in einem Briefwechſel mit ſeinem indiſchen Landsmann Manabendranath Roy, der ihm den Kommunismus nahe zu bringen verſuchte. Und zwar zeigten ſich dieſe Grenzen nicht etwa darin, daß Gandhi den Kommunismus ſchroff ablehnte — das iſt bei ſeiner Grundhaltung ſelbſtverſtändlich —, ſondern darin, daß er trotz der ſehr klaren Darlegungen Manabendranath Roys bis zuletzt nicht begriff, was eigentlich der Kommunismus wollte und inwiefern er eine Antwort auf ganz beſtimmte, konkrete Gegenwartsprobleme ſuchte — daß er überhaupt den ganzen geſellſchaftlich-hiſtoriſchen Problemkomplex, aus dem der Kommunismus hervorgegangen iſt, nicht begriff.

Doch dieſe beiden Grenzen: die gegen den vollendeten europäiſchen Individualismus wie die gegen den vollendeten europäiſchen Kollektivismus, dienten zugleich dazu, Gandhis Eigenſtes nur um ſo deutlicher herauszuheben; etwas Ergreifendes lag in dieſer Fremdheit des Mahatma gegenüber noch ſo großen und bedeutſamen Phänomenen, die mit ſeiner Sendung und Aufgabe nichts zu tun hatten. Zudem handelte es ſich in dieſen beiden Fällen um Erſcheinungen, die jenſeits von Zuſtimmung oder Ablehnung des großen Inders ihr Eigenleben und ihre beſondere Geltung im geſchichtlichen Leben errungen haben und ſich mit ihren eigenſten Waffen zu verteidigen imſtande ſind. Anders, ganz anders verhält es ſich unter beiden Geſichtspunkten mit dem heutigen jüdiſchen Problem. Zunächſt erkennen wir in der Haltung zu ihm Gandhi ſelbſt und ſeine Größe in keiner Weiſe wieder. Und, was noch ſchwerer wiegt: die Juden und mit ihnen alle Menſchheitswerte, die — ſei es aktiv, ſei es nur paſſiv — durch die Juden heute am eindringlichſten repräſentiert werden, werden von dieſer Ablehnung ſchwer getroffen. Die Juden — Martin Buber ſpricht es aus — *bedürfen* Gandhis. Und gewiß: mehr als ſie der Hilfe jeder Großmacht bedürfen, bedürfen ſie in dieſem Augenblick ſchwerſter Daſeinsbedrohung durch menſchenfremde Mächte der Hilfe des Vertreters reinſter Menſchlichkeit.

„Der Unglückliche hört nicht zu, wenn rings um ihn die eitlen Mäuler ſein Schickſal beſchwatzen; wenn aber, den leeren Lärm durchſtoßend, eine Stimme ihn beim Namen anruft, die er ſeit langem kennt und verehrt, eine große, ernſte Stimme, horcht er auf" — gleich die-

ſer Anfangsſatz der Buberſchen Antwort bringt die Lage der Juden Gandhi gegenüber in ſo großer, ſo packender Weiſe zum Ausdruck, daß er den Leſer wie an einem ſtarken Faden durch den ganzen machtvollen Brief mitzieht bis ans Ende, ſo daß zunächſt jeder Einwand zum Schweigen gebracht wird. Und bevor wir auf irgend einen Einwand eingehen, müſſen wir uns die Lage, aus der heraus dieſer Brief entſtanden iſt, der gleichſam im Auftrag des ganzen heutigen Paläſtina geſchrieben ſcheint, vergegenwärtigen. Martin Buber hat bis vor nicht langer Zeit in Deutſchland gelebt und die ungeheure Not der deutſchen Juden, die ihnen an Leben und Werk widerfahrene Zerſtörung im Ganzen und in zahlloſen Einzelſchickſalen miterlebt. Er ſieht jetzt in Paläſtina, was die aus ihrer Heimat vertriebenen Juden in kürzeſter Zeit an faſt unfaßlicher Aufbauarbeit geleiſtet, welche Fülle von Fruchtbarkeit ſie dem bis dahin unfruchtbaren Boden durch ihre Tätigkeit abgerungen haben. Er ſieht, wie nun dieſe uralte, eben wieder erworbene Heimat dem jüdiſchen Volk von allen Mächten der Erde, einſchließlich der Mandatmacht, wieder ſtreitig gemacht wird. Abermals, nachdem es eben wenigſtens zu einem ganz kleinen Teil karg geborgen ſchien, erfährt er die erbarmungsloſe Grauſamkeit der Umwelt gegen ſein Volk. In dieſem Augenblick trifft ihn die Stimme Gandhis, dieſe Stimme, die er verehrt, die ihm teuer iſt, auf deren Beiſtand im Namen der Menſchlichkeit er unbedingt hoffen kann. Sie trifft ihn mitten ins Herz. Gandhi hat das jüdiſche Schickſal nicht begriffen, es iſt ihm überhaupt gar nicht bekannt geworden. Er ſpricht harte, verſtändnisloſe Worte. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Buber ſich vor allem anderen bemüht, Gandhi die einfache Tatſachenwirklichkeit nahezubringen, daß er ihm von den Martern der Konzentrationslager, von der Verbrennung der heiligen Räume und ihrer uralten Heiligtümer, von der totalen Freiheitsberaubung und von der Ermordung zahlreicher Juden berichtet. Und in allem faſt wilden Schmerz um das Nichtwiſſen des verehrten Mannes tut er es ſo ſchlicht, ſo maßvoll, daß es einem faſt zu wenig erſcheint. — Und nun iſt es gewiß nicht ebenſo *ſelbſtverſtändlich*, aber es iſt durchaus *verſtändlich*, daß Buber, der Antwortende, ſich in dieſer Erwiderung rein auf den Boden Gandhis ſtellt: den der *Nation* in Gandhis Sinne, und daß er ihm von hier aus antwortet.

Es gibt dafür mehr als einen Grund: vor allem den der tiefen Echtheit von Gandhis Nationalismus. Nationalismus bedeutet ja für Gandhi die Selbſtverteidigung Indiens, d. h. Verteidigung ſeiner uralten religiöſen und kulturellen Güter gegen die gewaltſam andrängende, unendlich geringere Ziviliſation des heutigen Europa. Und mehr noch: Nationalismus bedeutet für ihn den waffenloſen Freiheitskampf, an den er glaubt, weil er das höhere Prinzip mit höheren Mitteln verteidigt. So hat ſein Nationalismus nichts mit den anderen heutigen Nationalismen gemein, die durchweg, auch noch in der düſteren Form

von Blut, Boden und Raſſe, bloße Masken über den verzerrten Geſichtern völlig außernationaler, ja vielfach antinationaler Macht- und Intereſſenkämpfe ſind, wie es ſich uns, wenn wir es noch nicht gewußt hätten, aus den jüngſten Eroberungen, Kriegen und Siegen mit ſo furchtbarer Deutlichkeit aufgedrängt hat. Und wer könnte ohne tiefſte Bewegung den Vergleich Bubers zwiſchen der großen, alle Inder umfangenden Allmutter Indien und dem ſchmalen, kleinen Mütterlein Paläſtina: dem winzigen Streifen Landes leſen, das den Juden ſelbſt in dieſem Augenblick, wo ſie überall vertrieben, in der ganzen Welt heimatlos ſind, nicht als Heimat, als bergende Mutter gegönnt wird? Wer könnte es ferner nicht begreifen, daß das unendlich leidende, ausgeblutete Volk aus der ungeheuerlichſten Zerſtreuung, die ihm in ſeiner leidvollen Geſchichte widerfahren iſt, nach einem lebendigen irdiſchen Zentrum ſich ſehnt, um das es ſeine verſprengten Kräfte ſammeln könnte, um nicht der vollkommenen Verlorenheit und Verzerrung anheimzufallen?

So iſt die nationale Grundhaltung dieſes Briefes gewiß aus mehr als einem Grunde zu verſtehen. Und doch: wenn Buber Gandhi in dieſem Zuſammenhang entgegenhält, daß das jüdiſche Volk ein Schickſal hat, „das nach Wahrheit und Gerechtigkeit keinem Volk der Erde zugemutet werden kann", dann bedauern wir es doch, daß er an dieſer Stelle rein auf die Anſchauung Gandhis eintritt und ſein tiefſtes jüdiſches Wiſſen verſchweigt. Wir bedauern, daß er Gandhi das Letzte nicht vorlegt: daß dies irdiſch geſehen unnatürliche und unerträgliche Schickſal eben um der Verwirklichung der Wahrheit und Gerechtigkeit willen von Gott ſeinem Volke auferlegt iſt und daß aus dieſer ungeheuren Sendung ein anderes Verhältnis zum Land, zur Nation als das aller anderen Völker der Erde entſpringt, daß aber aus ihr und dem mit ihr verbundenen Schickſal auch alle Schädigungen, Abirrungen, Verfehlungen entſpringen, die von je, und wie ſehr in den Stürmen des heutigen Geſchehens, dem jüdiſchen Volke anhaften.

Gewiß: Buber ſpricht von dem beſonderen und einzigartigen Auftrag zur Verwirklichung ſozialer Gerechtigkeit, der dem jüdiſchen Volk an den Anfang ſeines Weges geſtellt iſt. Er ſagt auch: „Wir haben damals nicht zuſtande gebracht, was uns aufgetragen war, wir ſind unverrichteter Sache ins Exil gegangen; aber das Gebot iſt bei uns geblieben, und es iſt drängender geworden als je." Und eben aus dieſem Auftrag leitet er den Anſpruch ſeines Volkes auf Paläſtina ab: den Anſpruch, neben den Arabern, mit ihnen zu arbeiten, gemeinſam mit ihnen dem Lande, der Erde zu dienen. Und er geht noch weiter: er ſpricht Gandhi, der offenbar das jüdiſche Volk als das ganz allgemein und naiv an ſeinen Gott glaubende Volk auffaßt, von der ſchweren Glaubenskriſe, die die Judenheit heute mit aller Welt, und ſchwerer als alle Welt, durchmacht. Er ſpricht die Ueberzeugung aus, daß die Glaubenskriſe der heutigen Menſchheit ſich in der der Judenheit kon-

zentriert, weil ſie „hier noch ſchwerer, noch gefährlicher, noch entſcheidungsvoller als irgendwo in der Welt“ iſt. Und er iſt gewiß, daß dieſe gefahrvolle Kriſe nur hier, nur auf dem Boden Paläſtinas, überwunden — und daß ſie damit vielleicht nicht bloß in der Judenheit, ſondern für die Menſchheit überwunden werden könnte — nur hier, weil ſie nicht aus dem Leben von iſolierten und preisgegebenen Einzelnen, ſondern nur aus dem Leben der Gemeinſchaft überwunden werden kann. „Iſt doch an dieſes Land noch Höheres als das Leben unſeres Volkes, nämlich ſein Werk, und das heißt: der göttliche Auftrag an es, gebunden.“ Mit dieſen Worten beweiſt er Gandhi auf unmittelbarere Art als in der darauffolgenden geſchichtlichen Auseinanderſetzung die Wahrheit und Gültigkeit des Wortes: „Mein iſt das Land, ſpricht der Herr.“

So iſt das Myſterium der Stellvertretung der Menſchheit durch das jüdiſche Volk wohl in mehrfacher Weiſe verhüllt angedeutet; aber ausgeſprochen und aus ſeiner Wurzel im Alten Teſtament klar entwickelt iſt es nirgends. Gewiß war es Buber darum zu tun, dieſe Auseinanderſetzung, in der ſo viel an Konkretem, dem Mahatma Unbekanntem, darzulegen war, nicht mit Prinzipiellem allzuſchwer zu belaſten. Und doch erhebt ſich der Wunſch, daß in dieſem von ſo berufener Hand vor den Augen der Welt geſchriebenen Brief der Gleichnischarakter, das Repräſentative, Menſchheitliche, das gerade heute mit ſo beſonderer Wucht im jüdiſchen Schickſal als ein Anzeigendes, Sturmvogelhaftes hervortritt, deutlicher ausgeſprochen worden wäre: daß es klar geworden wäre, daß der jüdiſche Menſch gewiſſermaßen zweimal, einmal als Menſch und einmal als Jude, das Menſchenſchickſal trägt: heimatlos und flüchtig zu ſein auf Erden, daß er ſo der Menſchheit ihr eigenſtes Schickſal wie in einem ungeheuren Zeichen vorlebt. Denn ſo erhält das „Mein iſt das Land, ſpricht der Herr“, für das jüdiſche Volk noch eine andere und tiefere Bedeutung als für die anderen Völker, ſo wird es ſelbſt zum Schickſalswort des jüdiſchen Volkes, in dem Zion in überirdiſchem Licht über Paläſtina aufſtrahlt.

Und ſo: von der Wahrheit des Alten Teſtamentes aus hätte ſich auch noch eine tiefere Begründung dafür ergeben, warum das „Satyagraha“, das Gandhi auch von den deutſchen Juden verlangt, ihnen, trotz der Seelengröße ſo vieler Einzelner den ungeheuerlichſten Leiden gegenüber als Forderung nicht auferlegt werden kann. Buber begründet es damit, daß dies Verhalten im heutigen Deutſchland keine Umwelt finden würde, von der es aufgenommen werden, auf die es wirken könnte. Das iſt gewiß wahr. Aber der tiefere Grund, warum es für die Juden ſelbſt kein angemeſſenes Verhalten ſein kann, iſt doch der, daß das Satyagraha eine ſpezifiſch indiſche Haltung iſt, die ihre Wurzeln in der indiſchen, tief von der jüdiſch-chriſtlichen verſchiedenen Weltanſchauung hat. Das Satyagraha, die Gewaltloſigkeit indiſcher Prägung, iſt die tiefe Geduld, die ihre letzte Wurzel hat in der Einſicht in die Nichtigkeit alles Erſcheinenden, d. h. alles deſſen, was uns

als Wirklichkeit umgibt. „Kämpfet unermüdlich, ſchwinden muß alle Erſcheinung", iſt das letzte Wort Buddhas vor ſeinem Tod. Was von dem jüdiſchen Menſchen gefordert iſt, iſt das genau Entgegengeſetzte: ein mächtiges Bekenntnis zur Wirklichkeit; denn allein das Wirkliche zählt im Reiche Gottes, deſſen Verwirklichung die Grundforderung des Alten Teſtamentes iſt.

Und hier ſcheint mir nun das Neue Teſtament ſo ganz auf dem Boden des Alten zu ſtehen und nur ſeine Fortführung zu ſein, daß ich die Entſcheidung Bubers gegen die extremſte Forderung Chriſti nicht für eine allgemein jüdiſche halten kann. Die Forderung der Bergpredigt, dem Böſen nicht zu widerſtehen, dem, der den Schlag auf die rechte Backe gibt, auch die linke hinzuhalten, ſcheint mir nur die ins Perſönliche und damit Aeußerſte fortgeſetzte, tief paradoxe Forderung der geſamten Prophetie zu ſein. Nicht Gewaltloſigkeit im Sinne des Satyagraha, ſondern der mächtigſte Aufruf zum Herbeiführen des Durchbruchs einer neuen, der göttlichen Weltordnung: nicht alſo zum abwartenden Stillhalten, ſondern zum lebendigen tätigen Kampf für das Reich Gottes. Dem „Mein iſt das Land, ſpricht der Herr" des Alten Teſtamentes tritt als Vorausſetzung des Chriſtus-Wortes das „Mein iſt die Rache, ich will vergelten, ſpricht der Herr" gegenüber. Der Zuſammenhang zwiſchen den beiden Worten iſt klar. Wie der menſchliche Beſitz des Landes das Land durch Eigennutz und Intereſſe trüben und verunreinigen würde, ſo trübt die in Zorn und Verblendung geübte menſchliche Rache das klare, allein wahre Gericht Gottes. —

Man kann dem großen Bekenntnis, das dieſer Brief iſt, nicht nahen, ohne ſich zu bekennen. Man kann ihm aber ebenſowenig nahen ohne das Gefühl tiefſten, ehrfürchtigſten Dankes dafür, daß Martin Buber dieſe kraftvolle Auseinanderſetzung mit Gandhi vor den Augen der Welt auf ſich genommen und vor dem großen Inder, der ſicher und unter allen Umſtänden bereit iſt, die Stimme der Wahrheit zu vernehmen, die unendliche Schwere der jüdiſchen Gegenwartslage aufgedeckt hat.

Margarete Susman.

Zu Profeſſor Förſters ſiebzigſtem Geburtstage.

Trotzdem wir nur teilweiſe zu Profeſſor Förſters Denken und Wollen ſtehen können, dürfen wir zu ſeinem ſiebzigſten Geburtstage nicht ſchweigen. Da es gottlob nicht gilt, einen Nekrolog zu ſchreiben, ſo ſind wir der Aufgabe enthoben, ein Bild des *ganzen* Denkens und Wirkens dieſes wirklich großen Mannes und echten Führers unſerer Zeit zu entwerfen. Es handelt ſich alſo nicht darum, zu zeigen, wie Förſter mehr als ſonſt irgendeiner in unſerer Epoche die *ethiſchen* Werte im Sinne einer an Chriſtus orientierten Humanität wieder zur Geltung gebracht hat, vor allem für die Pädagogik, aber auch für das ganze menſchliche Leben; wie er das Verhältnis von Autorität und